

Die Feuer von Maalula

Apostel Paulus hat hier gewirkt. Selbst Jesus soll seinen Fuss auf diesen Flecken Erde gesetzt haben. Nun haben die Schlächter des Islamischen Staates diese heilige Stätte verwüstet. Pilgerreise zur Wiege der Christenheit. Von Matthias Matussek und Mario Müller (Bilder)



Ein Gruselfilm? Nein, eine Pilgerreise! Milizionär in Maalulas.

Da sind diese stechenden, nah beieinanderliegenden Augen im schmalen Schädel, die hohe Stirn, das Bärtchen unter der Nase. Die Augen verfolgen dich schon in der Grenzbaracke, zwei Autostunden von Beirut, mitternachts, und noch weisst du nicht, bei allem, was du über ihn gelesen hast, wann dieses Gesicht schrecklicher wirkt: wenn es ernst blickt oder wenn es lächelt.

Willkommen in Baschar Al-Assads Syrien. Ein Gruselfilm?

Nein, eine Pilgerreise! Wir wissen, dass der Angriff auf Idlib im Norden unmittelbar bevorsteht, wo die schwarzen Horden des Islamischen Staats (IS) nach siebenjähriger Besetzung und Zivilistenquälerei ihren letzten Unterstand gefunden haben.

Aber wir haben uns das Datum nicht ausgesucht, der Anlass liegt 1700 Jahre zurück – damals war Helena, die christliche Frau Konstantins, sicher, dass sie das Kreuz Jesu gefunden hatte, worauf sich die Jubelnachricht durch den ganzen christlichen Orient buchstäblich wie ein Lauffeuer verbreitete – von Gipfel zu Gipfel wurde mit grossen Feuern gefeiert.

Und das seitdem bis heute, immer am 14. September im syrischen Maalula.

Maalula: Ein Teil Galiläas, Jesus mag seinen Fuss hierher gesetzt haben, der Apostel Paulus hat hier gewirkt, seine Schülerin Thekla ist Schutzpatronin dieses geschützten Gebirgstals, in dem man immer noch Aramäisch spricht, die Sprache Jesu. Maalula: die Wiege der Christenheit. Eine solche Reise werde ich mir als Katholik doch nicht entgehen lassen, selbst wenn mich der Patriarch, dessen christliche Gemeinde sich im Regime sicher fühlt, zur Propaganda benutzt – bitte benutzt mich!

Wir, das sind Abdo Haddad, der Assistent des Patriarchen, sowie Jan und Eva von «Kirche in Not» aus Polen, das katholische italienische Hip-

Eine solche Reise werde ich mir als Katholik doch nicht entgehen lassen.

pie-Pärchen Stefano und Roberta, er der Typ Roberto Benigni, sie eine rassige Schwarzlockige aus einem neorealistischen Film. Dazu der Identitäre Sebastian Zeilinger mit seinem Kumpel Mario, tätowiert wie der Maori aus «Moby Dick».

Zeilinger, der muskulöse Naturbursche, hatte seine rechtsradikale Wühlarbeit dadurch bewiesen, dass er ein, nein, nicht vom IS, sondern von deutschen Vandalen umgeholtztes Kreuz in den bayerischen Bergen eigenhändig ersetzt und hochgeschleppt hatte.

«Wozu brauchen wir überhaupt Gipfelkreuze?», fragte die *Süddeutsche Zeitung* höhnisch. Fragte sich eigentlich die ganze deutsche Amtskirche, deren Kardinal Marx das seine versteckte, um muslimische Gastgeber nicht zu verstören. Das Kreuz der Christen und ihre Qual



Wo man immer noch Aramäisch spricht: Kloster Thekla.

kamen in den Jahren des islamischen Gemetzels an ihnen eher selten in Predigten vor. Wohl aber, paradoxerweise, das Leiden der Flüchtlinge im deutschen Wohlfahrtsstaat, unter die sich einstige Peiniger gemischt hatten.

Wo Paulus sein Augenlicht wiedergewann

Nun, die katholische Kirche hat ohnehin vielerorts als moralische und bekennende Autorität ausgespielt. Besonders in Deutschland, wo sie zu einem ideologischen, staatlich gefütterten Karnevalverein verkommen ist, der gerade dabei ist, in seinem Missbrauchssumpf abzusaufen, nicht ohne über seinen Ältestenrat, das sogenannte Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK), die erprobten Warnungen vor der AfD herauszublabbern. Sie ist kaum noch brauchbar, auch nicht als Entlastung für Kanzlerin Merkel und ihre autoritäre Entgrenzungspolitik, die auf wachsende Widerstände im Wahlvolk stösst.

Ich meine, wer nimmt noch einen immerhin zweitausendjährigen Kult ernst, wenn es die Priester selber nicht mehr tun, wie jener im Ruhrgebiet, der aus Protest gegen die AfD am Altar im Kopftuch zelebrierte?

Wir schlafen in einem Kloster, fünfhundert Meter von der einstigen Frontlinie entfernt,



Autor Matussek, Schiitin Ghouffran in Damaskus.

hören beim Frühstück mit Fladenbrot und Oliven das Lachen und die fröhlich leiernden Wiederholungen der Abc-Schützen durchs offene Fenster, durch einen Limonenbaum schaut uns die Büste des Gründerpatriarchen zu.

Damaskus' Altstadt hinter dem Bab Scharqi liegt friedlich in der Morgensonne, die Motorengeräusche der Vespas und Taxis verebben hier im Christenviertel, der Bäcker schiebt frische Fladenbrote aufs Auslagebrett, in den Gesichtern liegt müde Entspannung, wir wollen hin zum Haus des Hananias, in dem Paulus sein Augenlicht wiedergewann, nachdem er vor Damaskus, geblendet von seiner Jesusvision, vom Pferd gestürzt war.

Auf dem Weg treffen wir Jorge, einen blassen Ästheten mit Kinnbart, eine Tschchow-Figur, am Tor seines kleinen Riad, eines Stadtpalais mit Innengarten. Er betrieb eine Brokat-, Teppich- und Kunsthandwerk-Fabrik, das Stadtpalais, erklärt Jorge einschränkend in unsere Bewunderung hinein, sei erst seit 1730 im Familienbesitz. Erst?! Historische Zeit wird hier mit anderem Atem bemessen.

Kleiner Brunnen mit Bäumchen im Innenhof, Tee wird serviert, schwerfällig bewegt sich eine Schildkröte über die Marmorfiesen. Die hebt den Kopf, und oben von einem Balkon ertönt das Kläffen eines kleinen weissen Hundes. «Die beiden sind verliebt», erklärt Jorge lachend, und tatsächlich kommt der Kleine kurz darauf schwanzwedelnd zum Schnüffeln runter.

Na bitte, geht doch alles in einem geordneten polyreligiösen Gemisch, selbst die Arten hier verstehen sich untereinander.

«Früher hat es niemanden interessiert, welcher Religion du angehörst, Schiiten, Sunniten, Drusen, Christen – Assad ist Alevit.» Zigaretten werden gereicht, Paffen ist hier eine schöne, würdige Gastgebertradition. >>>

Der Innenhof hat der Bombardierung standgehalten, die Mauern, die ihn umgeben, sind meterdick. «Man wusste nie, wenn man ausging, ob man zurückkehren würde.» Doch diese Stadt hat keine Angst mehr.

Am Ende der Strasse, weisser, strahlender Sandstein hinter schwarzem Gitter: Ein Relief zeigt die Taufe des bekehrten Christenjähgers Shaul.

Im Souvenirshop über der ebenfalls bombardierten Kirchenkatakomba, der ältesten der Christenheit, eine laminierte Karte, sie zeigt die unmittelbare Konsequenz der Konversion: die Reisen des Völkerapostels aus Antiochien nach Jerusalem, hin und her, und dann eine Explosion aus Punkten und Strichen, aus Land- und Seereisen, Ephesus, Kolossä, Korinth, Athen, den Gottessohn verkünden, schliesslich Kreta, Syrakus, das Weltreich unter drei Kaisern, der Märtyrertod in Rom unter Nero.

«Dreimal schiffbrüchig, fünfmal ausgepeitscht, gesteinigt, verhöhnt, ständig in Gefahr durch Räuber und falsche Freunde, dazu in Sorge um die Gemeinden.» Dieser Mann brannte, weil er eine Wahrheit gesehen hatte, die unter die Menschen musste, egal, was die Jupiter- oder Bacchus-Gläubigen damals davon hielten.

Wie ein notwendiger Kübel Eiswasser

Natürlich zwischendurch Blicke auf die Heimatfront in die Smartphones. Gelächter über die moralischen Scheinerregungen über eine Scheinbeteiligung unserer Scheinarmee an einem Luftstreich gegen den IS, Martin Schulz, der Scheinmessias der SPD, über die AfD, die er auf den «Misthaufen der Geschichte» wünscht. Schon für dieses ausgetrampelte Sprachbild müssten fünfzig Stockhiebe fällig sein (wir sind im Orient!). Drehen die allmählich durch vor dem Bombardement auf Idlib?

Der grosse Medientheoretiker Marshall McLuhan befand einst treffend: «Moralische Empörung ist die Strategie von Idioten, die sich Würde verleihen wollen.» Ein Satz wie ein notwendiger Kübel Eiswasser in diesen Zeiten.

Nachmittags Essen in der Altstadtkneipe «Nada Alayam», riesiger bepflanzter Raum mit Tonkrügen auf der Treppe, an einem langen Tisch vierzehn vergnügte Muslimas, nur teilweise bekopftucht, drei rauchen Schischa, ohne Ehemänner? Eine tolle schwarzhaarige Unverschleierte lacht: «No husband, no cry.»

Zu uns stösst Derawan Ghouffran, eine dreissigjährige Schiitin mit Kopftuch, grosses Hallo mit den Italienern, man kennt sich seit Frühjahr, da hatte Ghouffran gerade ihre Schwester und deren kleinen Sohn durch einen Bombenangriff des IS verloren. Nun endlich kommt Idlib dran, dann ist der IS-Spuk wohl vorbei, prustend zeigt Ghouffran die Fotos der «Zivilbevölkerung» von Idlib, eine lange Schautafel grimmiger, bärtiger Kämpfergesichter.

Ghouffran lebt im Viertel der Christen, sie feiert mit ihnen Weihnachten. War alles nor-

mal, bis der Krieg der von den USA unterstützten «moderaten» Rebellen begann.

Der Westen hat Erfahrung mit Diktaturen im Nahen Osten und seinen eigenen Demokratie-Exporten. Allerdings sieht die Bilanz doch eher bescheiden aus.

In Libyen kämpfen nach Gaddafis Sturz grausame islamische Clans in diesem *failed state* um Wüste und Ölfelder. Aus dem Irak meldete Bush Jr: «Mission accomplished», und gab mit Saddam Husseins Sturz den Startschuss zur Rekrutierung von Islamisten-Teufeln, die bald mit erbeuteten amerikanischen Waffen, dem Know-how verärgerter Saddam-Generäle und dem frühmittelalterlichen Irrsinn der Wahhabiten zum Magneten für junge Radikale auch aus dem Westen wurden, die auch mal einen Kopf abschneiden wollten.

Aber wir meinen es doch immer gut! Licht der Aufklärung, Kosmopolitentum und so.

Mal waren die Potentaten Partner, mal nicht, dann brüllte der Westen «regime change» und «nation building» – «Wir backen eine neue Demokratie, wie aufregend!» CNN-Reporter und andere Haudagen in kugelsicheren Westen sind dabei, denn wir haben solide Werte und genaue Vorstellungen von einer idealen Welt, besonders wir Deutschen, besonders die deutschen Politiker im Bundestag, die bei jedem politischen Problem «Nie wieder Hitler» rufen, allerdings achtzig Jahre zu spät.

Am nächsten Morgen das langerwartete Gespräch mit Youssef Absi, dem melkitischen Patriarchen von Antiochien und dem ganzen Orient, Oberhaupt der melkitischen griechisch-katholischen Kirche, die mit Rom uniert ist.

Youssef I. also, graue Haare, silberne Brille, auf der Brust eine Jesus-Ikone, seit vierzig Jahren Priester, seit siebzehn Bischof, seine lächelnde Kultiviertheit vermag den Ärger über die sogenannten Christen im Westen kaum verhehlen.

Abdos Devise: «Wenn mich einer schlägt, schlag ich doppelt so hart zurück.»

«Ihr Volk wird belogen über die Zustände hier», und er erteilt mir seinen Segen, eine Deutschlandtour zu organisieren.

Der Patriarch berichtet über die Granaten, in dem Speisesaal gegenüber schlug eine ein, hundert Priester waren dort versammelt; ein Assistent bringt das Mordsstück herbei, im gebrochenen Metallmantel haben sich offenbar Samen eingenistet, kleine Blümchen spriessen hervor.

Anschliessend zeigt uns Bruder Christopher die Kathedrale, grossartige Akustik, ich soll die Kanzel testen, die sich in einer Spirale um eine Säule nach oben windet. «Schöner als eine Bierkiste am Bahnhof», denke ich mir, ergreife die stilisierten Holzärmchen an der Rostra, beuge mich hinunter und beschwöre eine unsichtbare



Zigaretten-Tausch: mit Terroropfer Daniel.

europäische Gemeinde: «Schreibt unseren Regierungen, dass die syrischen Christen ihre Landsleute zum Wiederaufbau brauchen.» Ich gerate in Fahrt, und was den Papst angeht, der wieder einmal sehr allgemein und öffentlich um Frieden betete, ohne ein einziges Mal die schwarzen Teufel zu erwähnen, er sollte sich besser zu den Skandalen in seiner Heimatdiözese erklären! Der Papst nämlich, der sonst eher redselig ist, schweigt. Vernehmbar. Irgendein jesuitisches Schlitzohr hatte das jüngst mit den «Ignatianischen Exerzitien» begründet.

Nun aber wirklich weiter, Aufbruch nach Maalula, über eine längst geflickte Piste an zerstörten Siedlungen vorbei, in der Geröllwüste nach Nordosten ins Qalamun-Gebirge. Ausgebrannte Panzer, an den unzähligen Checkpoints die gleichen kriegsmüden und friedensfrohen Gesichter.

Unser Glaube. Auch Abdo Haddad ist gläubig, er hat ein Buch über das Aramäische geschrieben, die Polen wollen es übersetzen lassen, er geht mit Jesus konform, bis auf die Stelle, wo der dazu aufruft, die andere Wange hinzuhalten. Abdos Devise: «Wenn mich einer schlägt, schlag ich doppelt so hart zurück. Anders hätten wir Maalula nicht halten können.»

Sebastian, der Identitäre, klampft auf seiner Wandervogelgitarre, er hatte mit ihr schon Usbekistan, Georgien, Tadschikistan bereist und Maalula ein Jahr vor Kriegsausbruch, wo er im Thekla-Kloster arbeitete – dem Prior Padre Paulo haben die Rebellen mittlerweile den Kopf abgeschlagen.

Wir erreichen den Checkpoint am Stadttor, ein hässliches grosses Loch im linken Schenkel. So lief der Angriff der Nusra-Front: erst diese Autobombe, die Abdos Bruder tötete. Verwirrung, Sturm, Abdos muslimischer Hausver-



Der Kampf beginnt: Festzug den Berg hinauf.



Orthodoxe gegen Kahtoliken im Feuerwettkampf.

walter war vorbereitet, er trat die Tür ein, die «Rebellen» wählten sein Haus am Dorfplatz zum Hauptquartier.

Der Terror begann am 13. September 2013. Er dauerte nur ein halbes Jahr, Zeit genug, alle Kreuze abzuschlagen, den Ikonen die Augen auszusteichen, das Grab der heiligen Thekla aufzureissen, auf der Suche nach Gold.

Im Rollstuhl über den Köpfen

Unweit des Markusklosters, mit dem ältesten Altar der Welt, lag dieses Haus des Dorfbäckers, der aufgefordert wurde, zu konvertieren. Er verweigerte es und wurde per Kopfschuss hingerichtet. Samt seinen Söhnen, die glaubensstörriech blieben wie er.

Besuch im Haus daneben bei Daniel, querschnittgelähmt, bleich und bärtig, eine Kugel am Checkpoint traf seine Wirbelsäule. Er liegt im Bett und dreht sich eine Zigarette. «Du weisst schon, dass Rauchen tödlich ist!», sage ich streng. Er lacht mit den anderen und schenkt mir seine Zigarette, ich gebe ihm im Austausch eine imperialistische Marlboro.

Er studierte Jura und war neunzehn, als ihn die Schüsse umrissen, nun hat er eine Organisation für verwundete Veteranen gegründet. Ja, sicher hat er Schmerzen, aber er lehnt Morphium ab, weil es abhängig macht.

Damals hatte sich Abdo mit Kämpfern in die Berge zurückgezogen und mit dafür gesorgt, dass sich der Terror hier nicht lang halten konnte.

Maalula, die Postkartenschönheit, liegt weiss hingewürfelt an zwei Bergflanken, ein syrisches Santorini unter blauem Himmel. Marienlieder tönen über den Marktplatz, in der Lautstärke von Muezzins, den ganzen Nachmittag über Gewehrshalven, so werden die Ein-



Suche nach Gold: zerstörte Kirche in Maalula.

treffenden zum Fest des Kreuzes begrüsst: eine Siegesfeier.

Ja, die Kreuze sind zurück. Und Patriarch Youssef feiert mit der Gemeinde. Eine Liturgie, die vorwiegend aus Gesang, aus vielstimmigen Chören besteht.

Doch die Schlacht von Maalula beginnt erst, denn gleichzeitig mit den Katholiken endet der Gottesdienst der Orthodoxen, am Dorfplatz treffen beide Prozessionen aufeinander. Die Anrufung der Heiligen, die Hymnen auf die Helden, die Spottverse auf den Gegner sind nicht zu unterscheiden, milchige Wasserflaschen mit Arak werden geschwungen, bei den Katholiken schwingt einer eine Axt.

Doch das andere Lager trumpft auf mit – Daniel! Er wird in seinem Rollstuhl in die Höhe gestemmt, er lacht, er schwebt über den Köpfen der Menge und feuert Salven aus einer Kalaschnikow.

Worum es geht in dieser Schlacht? Die Katholiken erklimmen den Westhügel des Ortes, die Orthodoxen den im Osten. Beides sind Steilwände, die nur von hinten zu besteigen sind. Wer auf seinem Bergkamm die meisten Feuer in Brand setzt, hat gewonnen.

Die Feuer werden nicht von Holz, sondern von Gummireifen genährt, ein üppig vorhandener Rohstoff nach dem Krieg, vor allem aber lassen sie sich abschliessend prächtig ins Tal stürzen, wobei sie blutrote Striemen in die nächtlichen Hänge reissen.

Schon nach hundert Metern bereue ich jede einzelne Zigarette meines Lebens. Die Schläfen hämmern, die Lungen pfeifen, in Steilabschnitten zieht mich Abdo nach oben, der seinen Nachnamen «Haddad» völlig zu Recht trägt.

«Haddad» ist der arabische Name für Jupiter. Hier liegen Brocken im Weg wie von wütenden Titanen geworfen. Ausgebrannte Granaten vor riesenhaften Höhlen, Abdo kennt hier jeden Stein beim Vornamen.

Auf halber Strecke kommen uns Patriarch Youssef und Bruder Christopher entgegen, sie haben die Gebete zur Eröffnung der Feuerzeremonie bereits gesprochen. Grosses Hallo. Ich versuche, meine Agonie zu überspielen.

Knapp unterhalb des Gipfels drückt mir einer eine Kalaschnikow in die Hand, ich traue mich nicht abzudrücken; ich kann doch schon meine eigene Handschrift nicht lesen, das ergäbe eine Riesensauerei, wenn ich mich mit diesem Ding verschreiben würde.

Sebastian und Mario haben sich entschieden, hier oben auf der kahlen Kuppe die Nacht zu verbringen. Jugendliche Kämpfer haben sich zu Füssen eines Neonkreuzes versammelt, sie singen, andere schauen ins Lichtertal hinab oder in die dunkle Nacht. Was mögen sie denken? Ob der Krieg vielleicht doch einfacher ist als der Friedensalltag? Weil er Entscheidungen abnimmt, über die Berufswahl und die Zukunft in einer unberechenbaren Welt.

«Alle Kreter lügen»

Tags darauf zurück nach Beirut, ins Flüchtlingslager im Bekaa-Tal. Die Identitären haben Patenschaften übernommen, ihre Organisation Alternative Help Association, kurz Aha!, hilft denen, die zurückkehren wollen, etwa der jungen Lama aus Homs, der Mutter von Hamza, 6, und Mohammed, 8. Sie weiss nicht, wo ihr Mann ist, vielleicht tot, vielleicht beim IS, vielleicht in Europa. Es gab das übliche Gezeter um diese Aktion der Identitären, sie wollten, schrieb eine linke Fanatikerin im Netz, nur Geld machen. Nun, ich kann bestätigen, dass das Geld dort ankommt, wo es ankommen soll. Die junge Palästinenserin Nadia begleitet die Aktion und führt Buch.

Zum Schluss ein Abstecher nach Baalbek, ins Gedächtnis der Menschheit, eine gewaltige Anlage, mit Bacchus-Kult- und Jupiter-Tempel, ein Heliopolis mit Säulenreihe der Propyläen steht noch, bis hierher sind die schwarzen Kulturauslöcher nicht vorgedrungen.

Was lernen wir? Hören wir Rafik Schami, den bei Buchhändlerinnen wegen seiner orientalen Buntheit beliebten syrischen Märchenerzähler: «Die gegenseitige Lüge ist neben der arabischen Sprache eine der elementaren gemeinsamen Eigenschaften arabischer Länder.»

Das erinnert an das berühmte Paradox: «Epimenides sagt: «Alle Kreter lügen.»» Ein Satz, der seine eigene Falschheit behauptet.

Vielleicht ist dieses Paradox auch auf das europäische Faktenflirren anwendbar. Vielleicht gehört zur vollen Wahrheit auch die Gegenpropaganda, eben die Notwendigkeit, Geschichten jener Seite zu erzählen, die ungehört blieb. ○